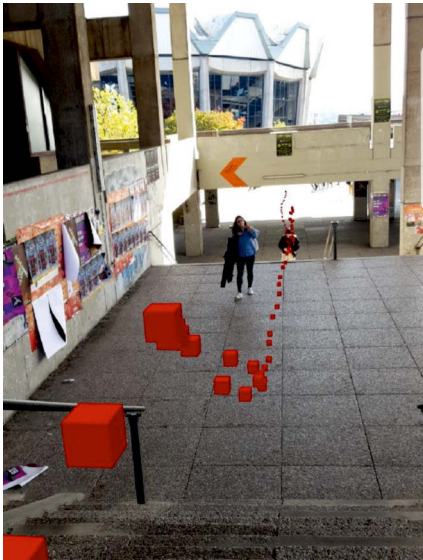


in grundlegende AR-Infrastrukturen und speziell in die Blackbox des zugrundeliegenden ARCore-Toolkits, das in der Lage ist, dauerhaft Daten über die Bewegung und die Umgebung auszuwerten und nutzbar zu machen.

Abb. 3: Nutzung der App AR-Brotkrumen auf dem Campus der Ruhr-Universität Bochum. Screenshot durch den Verfasser



Literatur

- Fehrenbacher, Jens (2024): »AR als Relationale Intervention. Dynamiken ästhetischer Aushandlung zwischen Medientechnologie, Nutzenden und Umwelten«, in: IMAGE. Zeitschrift für interdisziplinäre Bildwissenschaft 20. Online unter: <https://image-journal.de/ar-als-relationale-intervention/> (letzter Zugriff: 28.03.2024).
- Oufqir, Zainab/El Abderrahmani, Abdelatif/Satori, Khalid (2020): »ARKit and ARCore in serve to augmented reality«, in: International Conference

on Intelligent Systems and Computer Vision (ISCV), S. 1–7. Online unter: <https://ieeexplore.ieee.org/abstract/document/9204243> (letzter Zugriff: 07.09.2023).

Pardes, Arielle (2017): »Ikea's New App Flaunts What You'll Love Most About AR«, in: wired.com (20.09.2017). Online unter: <https://www.wired.com/story/ikea-place-ar-kit-augmented-reality/> (letzter Zugriff: 07.09.2023).

Sutherland, Ivan E. (1968): »A head-mounted three dimensional display«, in: AFIPS Conference Proceedings 33(1), S. 757–764.

van der Veen, Manuel (2020): »The Occupation of the Natural by the UnNatural. About the Operation of Superimposition in Augmented Reality and Trompe-l'oeil«, in: SEQUITUR 6(2). Online unter: <https://www.bu.edu/sequitur/2020/07/17/the-occupation-of-the-natural-by-the-unnatural-about-the-operation-of-the-superimposition-in-augmented-reality-and-trompe-loeil/> (letzter Zugriff: 07.09.2023).

Text, plain

Fabian Pittroff

Die Anordnung und Umordnung von Text gehört zum Alltag wissenschaftlichen Arbeitens. Sie ist niemals nur neutrale Ergebnissicherung, sondern – besonders in den Geisteswissenschaften – ein Verfahren der Forschung, das »so zugerichtet ist, dass einem etwas unterlaufen, dass sich Neues, nicht Vorwegnehmbares ereignen kann« (Rheinberger 2021: 17). Wer mit Text arbeitet, befindet sich in der alltäglichen

»Unterwelt der Forschungstechnologien« (ebd.). Diese Tätigkeiten der Aneinanderreihung von Zeichen zu Texten geschehen meist in Zusammenarbeit mit Computern. Für diese sind Texte eine bestimmte Form von Daten. Bestehen diese Daten aus nichts anderem als aus Codes, die Textzeichen repräsentieren, handelt es sich – im Sinne der Informatik – um *plain Text* (vgl. The Unicode Consortium 2023).¹

Das situierte Lexikon des *Vokabular des Virtuellen* ist inhaltlich und infrastrukturell als Experiment angelegt; also als eine Anordnung, in der alte und neue Verbindungen von Handeln und Erleben in kontrollierter Weise manipuliert und dokumentiert werden (Dewey 2001, Rheinberger 2021) (→ Editorial, → Lab of Unfinished Thoughts). Ein entscheidendes Element der infrastrukturellen Seite dieses Versuchs ist der konzeptionelle Vorrang von Plain-Text-Dateien: Der Idee nach soll die gemeinsame Textproduktion möglichst weitgehend über einfache Text-Dateien in der Form von *plain Text* ablaufen. Der folgende Artikel berichtet von diesem Experiment ausgehend vom multiplen Ding *plain Text*, das als *Datei*, als *Praxis* und als *virtuelles Objekt* auftritt.

Text als Datei

Plain Text ist ein lose definierter technischer Standard, der eine bestimmte Form von Daten beschreibt. An der Oberfläche der Interfaces ist *plain Text* eine Aneinanderreihung menschenlesbarer Zeichen – Buchstaben, Zahlen, Satzzeichen, Emojis und Leerraum. In der Tiefe des Computers ist *plain Text* eine Sequenz von Codes in Form von Zahlengruppen, die – abhängig von einem Codesystem – ein bestimmtes Zeichen repräsentiert. Folgt man etwa dem Standard *Unicode*, entspricht der Code *U+0041* dem Symbol für ein großes A, der Code *U+0020* einem Leerzeichen und der Code *U+1F64B* dem Emoji *Happy Person Raising One Hand*.

Der Unicode-Standard definiert *plain Text* als »reine Abfolge von Zeichencodes; einfacher, mit Unicode kodierter Text ist also eine Folge von Unicode-Zeichencodes. Im Gegensatz dazu ist *styled Text*, auch *rich Text* genannt, eine Textdarstellung, die aus reinem Text und zusätzlichen Informationen zur Kennzeichnung der Sprache, Schriftgröße, Farbe, Hypertext-Links usw. besteht« (The Unicode Consortium 2023: 18, meine Übersetzung, F.P.). Weniger neutral formuliert das Handbuch für Programmierer:innen *The Pragmatic Programmer*: »Wir glauben, dass das beste Format für die dauerhafte Speicherung von Wissen *plain Text* ist. Mit *plain Text* haben wir die Möglichkeit, Wissen zu manipulieren, sowohl manuell als auch mittels Programmen, mit praktisch jedem uns zur Verfügung stehenden Werkzeug« (Thomas/Hunt 2020: 74; meine Übersetzung, F.P.). Die Formulierung ist gesättigt von Werten und Semantiken der Welt der Informatik: Wissen ist wertvoll, aber vor allem eine Frage der Speicherung und Bearbeitung von Daten. Entsprechend nimmt auch der Unicode-Standard keine

1 Ich nutze in diesem Artikel den englischen Begriff *plain Text*. Übliche deutsche Übersetzungen sind *einfacher* oder *reiner Text*. Beide Varianten sind bemerkenswert, insofern sie bestimmte Wertkomponenten des Begriffs betonen: Während »plain« mit »einfach« oder »schlicht« übersetzt werden kann und damit Bedeutungen wie »kompliziert« und »opulent« gegenübersteht, transportiert »rein« Bedeutungen von »sauber« und »pur« und steht »durchmischt« und »schmutzig« gegenüber.

neutrale Haltung gegenüber *plain Text* ein: »Die Einfachheit des *plain Text* gibt ihm eine natürliche Rolle als Hauptstrukturelement von *rich Text*. [...] *Plain Text* ist öffentlich, standardisiert und universell lesbar« (The Unicode Consortium 2023: 19, meine Übersetzung, F.P.).

Nicht unbeeinflusst von dieser Semantik ist die Motivation entstanden, die Textdaten des Lexikons als *plain Text* zu sammeln und zu verwalten. Die Eigenschaften von *plain Text* haben zur Folge, dass Daten in dieser Form – aus *technischer* Perspektive – leicht zu bearbeiten sind, weil ihre Verfassung einem öffentlich zugänglichen Standard folgt. Deshalb sind Plain-Text-Daten nicht an eine bestimmte Software oder ein Betriebssystem gebunden sind, sondern können von einer Vielzahl von Programmen gelesen und verändert werden. Es sind diese technischen Eigenschaften, die den Einsatz von *plain Text* rechtfertigen und die Entscheidung begründen, die Textinfrastruktur des Lexikons auf Plain-Text-Daten auszurichten. So positiv die technischen Eigenschaften sein mögen, so wenig verbreitet ist doch die Nutzung einfacher Textdateien in den Geisteswissenschaften. Computer sind glücklich mit dieser Form von Daten. Aber gilt das auch für die beteiligten Menschen?

Text als Praxis

Plain Text führt nicht nur eine Existenz als Datei, sondern ist auch eine Praxis der Textarbeit. *Plain Text* ist nicht nur ein Zustand von Daten, sondern erfordert auch eine bestimmte Weise des Umgangs mit Text. Dass *plain Text* keine Formatierungen jenseits des Textes kennt, verändert notgedrungen, wie ein Text von seinen Autor:innen bearbeitet wird. Für viele wissenschaftliche und nicht-wissenschaftli-

che Zwecke ist das Repertoire einfacher Text-Dateien zu beschränkt. Was fehlt, sind Möglichkeiten der semantischen Auszeichnung, um bestimmte Textteile wie Überschriften, Hervorhebungen oder Anmerkungen als solche auszuweisen.

Populäre Textverarbeitungsprogramme erfüllen diese Aufgabe mit den Mitteln eines grafischen Interfaces. Nutzer:innen können Textteile durch Tastendruck im Interface auszeichnen und sehen die Auszeichnung am Bildschirm im Stil einer simulierten Druckseite. Diese Art der Auszeichnung geht häufig mit der Einschränkung einher, dass die so entstehenden Daten nur von jenem Programm gelesen und bearbeitet werden können, das sie erstellt hat. Eine Alternative dazu ist, einen Text *plain* zu belassen, also alle gewünschten Auszeichnungen zum Teil des Textes zu machen, ohne auf eine Software angewiesen zu sein, die diese Auszeichnungen in ein grafisches Interface übersetzt. Die Auszeichnung semantischer Textteile durch die Autor:in geschieht dann durch die Einfügung bestimmter Zeichen in den Text. Welche Zeichen welche Bedeutung tragen, ist durch eine Auszeichnungssprache beschrieben; durch ein Set maschinenlesbarer Regeln für die Markierung von Textteilen. Die vielleicht populärste Auszeichnungssprache ist die *Hypertext Markup Language (HTML)* – jene Sprache, die regelt, wie Webseiten verfasst sind. Hier wird etwa der Titel einer Seite durch ein sogenanntes *Tag* ausgezeichnet: `<title>Das ist ein Titel</title>`.

Für die Textinfrastruktur des Lexikons hat sich die Gruppe der Herausgeber:innen auf meinen Vorschlag hin für die vergleichsweise simple Auszeichnungssprache *Markdown* eingelassen. Die Syntax dieser Sprache verfolgt das Ziel, nicht nur von Maschinen leicht gelesen werden zu können, sondern auch von Menschen:

»Markdown soll so einfach wie möglich zu lesen und zu schreiben sein«, ist in der Dokumentation der Sprache festgehalten (Gruber 2004, meine Übersetzung, F.P.). Um dieses Ziel zu erreichen, verwendet die Syntax von Markdown möglichst nur solche Satzzeichen, die so aussehen, wie sie gemeint sind; Sternchen markieren etwa die **Hervorhebung** eines Wortes.

Soll ein Text also *plain* bleiben, bedeutet das für die Praxis der Textarbeit, dass eine auszeichnende Syntax in den Text eingeflochten werden muss und es sich empfiehlt, eine Software zu verwenden, die diese Tätigkeit unterstützt. Diese praktische Anforderung ist keineswegs so simpel wie die Syntax selbst, weil sie Nutzer:innen abverlangt, ungewohnte Entscheidungen zu treffen und alternative Routinen zu finden. Die relative Offenheit von *plain Text* als Standard hat mithin zur Folge, dass er mit einer Vielzahl von Programmen kompatibel ist, was die Situation zugleich erleichtert und erschwert – einerseits steht ein breites Spektrum an Weisen der Bearbeitung zur Verfügung, andererseits vermehrt das den Bedarf an Entscheidungen sowie die Frequenz von Kontextwechseln.

Es gibt viele mögliche Situationen, in denen sich eine Text-Datei befinden kann. Hier werde ich zwei Positionen besprechen, um einige typische Optionen der Praxis einzusammeln. Zum einen wird jede Text-Datei durch eine oder mehrere Autor:innen erstellt und bearbeitet, zum anderen werden diese Dateien auf der Seite der Herausgeber:innen gesammelt, organisiert und begutachtet. Diese zwei Positionen markieren dann einerseits zwei entscheidende Gruppen von Akteur:innen – Autor:innen und Herausgeber:innen – und andererseits wichtige Momente der Transformation, die eine Text-Datei passieren muss, um ihre Position zu wech-

seln. Die folgenden Episoden basieren auf meinen teilnehmenden Beobachtungen als Autor:in, Teil der Gruppe der Herausgeber:innen sowie verantwortliche Person für die Textinfrastruktur des Lexikons. Diese Rollen ergeben sich nicht zuletzt aus meiner Tätigkeit als Mitglied der Teilprojektvariante INF, welche praxeografisch die Infrastrukturen der Zusammenarbeit am SFB 1567 *Virtuelle Lebenswelten* untersucht (vgl. Mol 2017) (→ 1567, → INF, → Klappkiste).

Das Leben eines digitalen Textes beginnt als Datei ohne Inhalt, mit der nichtsdestotrotz erste Formentscheidungen getroffen sind (→ File, empty). Eine menschliche Autor:in beginnt Text einzugeben oder aus der Zwischenablage in die Datei zu kopieren, doch abhängig von der verwendeten Software ändert sich nicht nur die Dateierdung (.txt, .md, .docx), sondern auch die Textpraxis. Mit der alternativen Textinfrastruktur des Lexikons war die Hoffnung verbunden, die Autor:innen von Beginn an mit den Praktiken von *plain Text* vertraut zu machen; also mit Markdown-Text-Dateien zu starten und unter den damit gegebenen Bedingungen weiterzuarbeiten. Doch es kommt anders: Eine Person aus dem Kreis der Autor:innen, die ich in ihrem Büro besuche, um gemeinsam vor ihrem Computer ein Interview über ihre Textpraktiken zu führen, berichtet von ihrer Erfahrung: »Das war mein erster Aufregungspunkt, dass ich jetzt genötigt werde, eine Markdown-Datei zu erstellen, mit der ich sonst noch nie gearbeitet habe und voraussichtlich auch nie wieder arbeiten werde«.

Passend dazu berichten mehrere Autor:innen, dass sie ihre Texte in den ihnen vertrauten Programmen beginnen und entsprechend mit formatiertem Text arbeiten. Sobald der Text eine bestimmte Reife erreicht, überführen sie ihn in die

von der Infrastruktur und den Herausgeber:innen geforderte Plain-Text-Datei. Auch wenn dieser Übersetzungsschritt vom Formatierten ins Unformatierte eigene Probleme erzeugt, sind solche Workarounds verständlich, wenn man bedenkt, dass der eine Pfade vertraut und unaufdringlich, der andere unbekannt und aufmerksamkeitsfordernd ist. »Sich über die Jahre über Word aufzuregen, gehört zum Berufsalltag dazu«, berichtet die Autor:in im Interview, »aber sich über andere Sachen auch noch aufzuregen, das habe ich noch nicht intus«. Der Grund ist naheliegend: Es sind Praktiken, »die ich nicht kenne und in die ich mich einarbeiten muss«.

Im Rahmen der Begutachtung dieses Artikels merkt eine auch als Autor:in tätige Person an, mein Bericht mache nicht deutlich genug, wie sehr die Arbeit mit *plain Text* als ein Umlernen auftritt. »Mir fehlt«, bemängelt sie, »dass man sich diese Schreibweise richtig antrainieren muss«. Die Arbeit mit *plain Text* stelle sich ihr als »Lernen eines ganz neuen Schreibens dar«, was sie letztlich davon abgehalten hätte, weitgehender als nötig mit der alternativen Infrastruktur zu arbeiten. »Die relative Offenheit von *plain Text* [...] in technischer Hinsicht« bedeute für sie »Schwellen, Hindernisse und auch Ausgrenzungen«. Spätestens hier wird deutlich, welche Erschütterung die Einführung eines (technischen) Standards für die damit verbundenen (sozialen) Praktiken bedeuten kann (vgl. Lampland/Star 2009).

Auch an anderen Stellen der Textinfrastruktur laufen alte und neue Praktiken parallel. Einerseits ist ein für alle zugänglicher Ablage- und Austausch-Ordner auf einem von der Universität bereitgestellten Datei-Speicher eingerichtet, andererseits tauschen die Autor:innen Dateien per

Email aus. So schickt eine Autor:in den ersten Entwurf des Artikels als Word-Datei im Anhang einer Email an diejenigen, die den Text begutachten sollen. Bemerkenswert ist, dass Letzteres unkommentiert passieren kann, weil es der bekannte, eben selbstverständliche Weg ist. Die alternative Textinfrastruktur des Lexikons sollte es erleichtern, andere Pfade einzuschlagen, erhöht aber eben dadurch zugleich die Notwendigkeit, entgegen praktischer Selbstverständlichkeiten die Art und Weise der Zusammenarbeit koordinieren zu müssen. In diesem Fall hätte sich die in der Email versammelte Gruppe aus Autor:innen und Gutachter:innen über ein möglicherweise alternatives Verfahren verständigen müssen, um mit den bestehenden Routinen zu brechen. Stattdessen wird das unausgesprochene Angebot der angehängten Word-Datei unkommentiert angenommen, indem diese von einer Gutachter:in – inhaltlich kommentiert – in den Verteiler zurückgegeben wird.

In den Treffen und Absprachen der Gruppe der Herausgeber:innen ist die Idee einer auf *plain Text* ausgerichteten Textinfrastruktur kaum umstritten. Das konzeptionelle Argument ist, den experimentellen Charakter des Lexikons auf die Herstellungsverfahren auszuweiten. Hinzu kommt das pragmatische Argument, dass eine geplante Online-Variante des Lexikons und die dafür notwendige Umwandlung in HTML von einfachen Textdateien profitieren wird. Der diskursiven Einigkeit stehen jedoch praktische Workarounds gegenüber. So meiden einige der Herausgeber:innen die vorgeschlagenen Verfahren und weichen auf ihnen bekannte Anwendungen der Textverarbeitung oder Tabellenkalkulation aus. In dem Moment als zur Koordination des Begutachtungsverfahrens eine Inventur

der Artikel ansteht, wird deutlich, dass unklar ist, welche Artikel sich in welcher Phase befinden. Diese Unsicherheit ist nicht nur Ergebnis suboptimaler Planung, sondern auch Folge parallellaufender Textinfrastrukturen; etwa einer gemeinsamen Ordner-Struktur einerseits bei gleichzeitigem Dokumenten-Austausch via Email andererseits.

Vorläufig und zusammenfassend kann ich auf beiden Seiten der Textinfrastruktur drei Typen von Akteur:innen ausmachen. Die *Techniker:innen* stehen dem infrastrukturellen Experiment positiv gegenüber, auch weil sie mit diesen oder ähnlichen Anwendungen mehr oder weniger vertraut sind. Die *Tourist:innen* kennen die alternativen Anwendungen nicht, sind aber interessiert, abenteuerlustig und bereit, einen Umweg zu gehen. Die *Pragmatiker:innen* schließlich tolerieren die alternative Infrastruktur und die Störung ihrer Routinen, meiden sie aber, wo sie andere Möglichkeiten haben.

Diese typologische Skizze vermittelt, welche Mobilisierungen *plain Text* als infrastrukturelle Intervention in Gang setzen kann. Im nächsten Versuch könnten diese Typen erwartet und produktiv in Beziehung gesetzt werden: Techniker:innen könnten für ihrer Mitreisenden sensibilisiert werden, um die eigenen Selbstverständlichkeiten zu relativieren und passende Hilfsangebote zu machen. Es könnten gemeinsame Ausflüge in die alternative Infrastruktur organisiert werden, um neue und alte Tourist:innen zu motivieren und das Verständnis für die lokalen Gebräuche zu steigern. Und schließlich könnte die alternative Infrastruktur die Praktiken der Pragmatiker:innen ernst und eine entsprechende Offenheit gegenüber den alten Routinen pflegen.

Text als Virtualität

Plain Text führt außerdem eine Existenz als virtuelles Objekt. Streng genommen kann *plain Text* überhaupt nur virtuell, also auf eine nicht aktualisierte Weise existieren (vgl. Deleuze 1989: 122f.). Denn eine *reine* Sequenz von Zeichen kann niemals auf einem Bildschirm oder einem Blatt Papier erscheinen, ohne zugleich formatiert zu werden. Jeder Text muss eine Form – eine Schriftart, eine Farbe, eine Größe – annehmen, um angezeigt oder ausgedruckt werden zu können. Um wahrnehmbar zu sein, muss Text Formatierungen im Sinn der Textverarbeitung durchlaufen, die sich zugleich als Formbildungen in einem medientheoretischen Sinn beschreiben lassen (vgl. Heider 2005; Luhmann 1998). Auf diese Weise kann ich die Virtualität von *plain Text* im Folgenden genauer bestimmen.

Ein Angebot zur Beschreibung des Verhältnisses von Medium und Form macht Niklas Luhmann; seine Variante der Wahrnehmungstheorie Fritz Heiders versteht Medien als lose Ansammlungen von Elementen, die durch Momente der strikten Kopplung zu konkreten Formen werden (vgl. Luhmann 1998: 198). Das Medium ist hier eine »Offenheit einer Vielzahl möglicher Verbindungen« (Luhmann 1997: 168), während Formen als das Ergebnis fester Bindungen in diesem Medium auftreten. Greifbar ist dabei nie das pure Medium, sondern sind immer nur die gebildeten Formen: »Man hört nicht die Luft, sondern Geräusche« (Luhmann 1998: 201). Dasselbe gilt für *plain Text* – nur formatierter Text lässt sich anzeigen oder ausdrucken.

Dass Medien in diesem Sinne eine virtuelle Existenz führen, hat Annina Klappert (2020) durch eine Verbindung des Medienbegriffs Luhmanns mit der Virtualitätskonzeption von Gilles Deleuze

(vgl. 1989: 121ff.) dargelegt. Für Letzteren ist das Virtuelle nicht identisch mit dem Möglichen, sondern Gegenstück zum Aktuellen; das Virtuelle »hat sich nicht zu realisieren, sondern zu aktualisieren« (ebd.: 122). Während eine Realisierung von Möglichem also als limitierender Ausschnitt vollzogen wird, geschieht die Aktualisierung von Virtuellem stets als gestaltende Differenz (vgl. Deleuze 1989: 121f.). Dieses Verhältnis von Virtualität und Aktualität lässt sich schließlich auf die Differenz von Medium und Form projizieren (vgl. Klappert 2020: 18–30): Ein Medium ist virtuell, insofern es als Bedingung kontingenter Formbildungen existiert. Formen sind aktuell, insofern sie keine prärealisierten Selektionen, sondern differente Kreationen sind.

Die spezifische Virtualität von *plain Text* zeichnet sich nun nicht dadurch aus, ein Reservoir möglicher Schriftzeichen anzubieten, aus dem beliebige Sequenzen kombiniert werden können, und sie spielt sich auch nicht auf der Ebene von Sinn oder Inhalt ab. Die Virtualität von *plain Text* besteht darin, Zeichensequenzen vor jeder Formatierung bereitzustellen, und damit Bedingungen, um diese Sequenz kontingent zu materialisieren. *Plain Text* ist kein virtueller Inhalt, sondern virtuelle Form. Es ist diese spezifische Virtualität von *plain Text*, die ihn für die Praxis der Textproduktion so problematisch und praktisch macht, wie oben von mir dokumentiert. *Plain Text* verleiht, so lässt sich auch sagen, textförmigen Einschreibungen ein besonderes Verhältnis von Mobilität und Modifizierbarkeit (vgl. Latour 1981); unveränderlich und mobil ist die Zeichensequenz, offen und modifizierbar bleiben die Formen ihrer Materialisierung.

Zeichenketten werden in den Geisteswissenschaften laufend modifiziert; Texte werden entworfen, annotiert, zitiert, kor-

rigiert und redigiert. Gefragt ist deshalb ein Medium, dass diese Modifikationen zwischenzeitlich feststellt und Texte transportfähig macht. Die aktuell verbreiteten Programme und Dateiformate der Textverarbeitung leisten diesen Transport zum Preis einer Überlast – zumindest im Vergleich zu Plain-Text-Daten, die Formatierungen zurücklassen und dadurch Beweglichkeit gewinnen, insofern die Dateien vergleichsweise klein und dank offener Standards von vielen Programmen lesbar sind. Dennoch hat die gegenwärtige Praxis andere Standards und Routinen gefunden; vielleicht um durch formale Stabilität inhaltliche Flexibilität zu gewinnen. Damit bleibt aber die Forderung an geisteswissenschaftliche Forschung aktuell, sich die technischen Formen hinter den eigenen Inhalten präsent zu halten.

Den hier dokumentierten Versuch, dem Textprojekt des Lexikons mittels *plain Text* eine experimentelle Infrastruktur zu empfehlen, verstehe ich als Beitrag zu dieser Forderung. Er steht damit paradigmatisch für meine Arbeit in der Teilprojektvariante → INF, die mittels Unterstützung und Störung das Ziel verfolgt, Routinen zu reflektieren und zu erneuern. Der Bericht macht schließlich deutlich, dass die Form dieser Reflexion »nicht Besserwissen oder Kritik sein« (Luhmann 1993: 256) kann, sondern ein Versuch, »[d]asselbe mit anderen Unterscheidungen zu beschreiben und das, was den Einheimischen als notwendig und als natürlich erscheint, als kontingent und als artifizuell darzustellen« (Luhmann 1993: 256). Eine nachhaltige Erneuerung träger Praktiken muss sich an einer *geschickten und kunstvollen Integration* (vgl. Suchman 2002: 9) versuchen, die durch sorgfältige Untersuchungen virtueller Forschungsumgebungen und Arbeitsweisen jene

Nischen zu finden vermag, in denen neue Technologien und Praktiken florieren.

Literatur

- Deleuze, Gilles (1989): *Henri Bergson zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Gruber, John (2004): *Markdown: Syntax*. Online unter: <https://daringfireball.net/projects/markdown/syntax> (letzter Zugriff: 13.05.2024).
- Heider, Fritz (2005): *Ding und Medium*, Berlin: Kadmos.
- Klappert, Annina (2020): *Sand als metaphorisches Modell für Virtualität*, Berlin/Bosten: De Gruyter.
- Lampland, Martha/Star, Susan Leigh (2009): *Standards and Their Stories*, Ithaca: Cornell University Press.
- Latour, Bruno (1986): »Visualisation and Cognition«, in: Henrika Kuklick (Hg.), *Knowledge and Society*, Greenwich, Connecticut: Jai Press, S. 1–40.
- Luhmann, Niklas (1993): »Was ist der Fall? Und was steckt dahinter?«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 22, S. 245–260.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mol, Annemarie (2017): »Krankheit tun«, in: Susanne Bauer/Torsten Heine-mann/Thomas Lemke (Hg.): *Science and Technology Studies*. Berlin: Suhrkamp, S. 407–470.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2021): *Spalt und Fuge*, Berlin: Suhrkamp.
- Suchman, Lucy (2002): »Located accountabilities in technology production«, in: *Scandinavian Journal of Information Systems* 14(2), S. 91–105.

The Unicode Consortium (2023): *The Unicode Standard, Version 15.0*, Mountain View.

Thomas, David/Hunt, Andrew (2020): *The Pragmatic Programmer*, Boston: Addison-Wesley.

Tribunal

Vanessa Grömmke

Am 25. Februar 2017 veröffentlichen die Schriftstellerinnen Lydia Haider, Maria Hofer und Stefanie Sargnagel ein Gemeinschaftstagebuch in der österreichischen Tageszeitung *Der Standard*, das eine Vielzahl von Hassbotschaften in sozialen Medien induziert. Den auslösenden Impuls liefert eine Fehldeutung der österreichischen *Kronen Zeitung*, die inhaltliche Elemente des mit Zuspitzungen und Fiktionalisierungen spielenden Berichts als faktuale ausweist – darunter Alkohol- wie Drogenexzesse – und eine scharfe Polemik entfaltet. Die Autorinnen werden online angefeindet, beleidigt und beschämt, woraufhin Sargnagel den öffentlichen Hass in einem Facebook-Post reinszeniert und die Aufmerksamkeit der erregten Nutzenden verstärkt bindet. Zutage tritt eine affektive Kommunikation, die aus dem originär analogen Bereich der Publizistik in den digitalen Raum diffundiert und sich aufgrund des Medienwechsels sowie der digitalen Vernetzung viral ausbreitet (→ Digitalität).

Anknüpfend an das Fallbeispiel der Empörungswelle wird der Hass gegen die Schriftstellerinnen, insbesondere Sargnagel, als eine Tribunalisierung der sozialmedialen Kommunikation begriffen.